

Abend -



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

16.

Dienstag, am 6. Februar 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

### Thyra Dänentrost.

Dänische Ballade.

„Dän'mark, schönster Hag und Garten,  
Blau umströmt vom Meer,  
Das mit siegenden Standarten  
Deiner Kämpen Heer  
Gegen Fremde, Slaven, Wenden  
In den Feldzug mag entsenden,  
Herrlich grünst du; nur zum Horte  
Fehlt des Gartens Pforte.

„Belt und Sund sind gute Mauern,  
Tragen unser Schiff,  
Doch auf Feindesflotten lauern  
Sandbank, Klipp' und Riff.  
Wer zur See uns denkt zu fahen,  
Nimmer darf er blind sich nahen:  
Schüsten Riegel uns und Pforte,  
Fehlte nichts dem Horte.

„Drum vom Nordseestrand, dem breiten,  
Duer bis gen Messund  
Laßt uns Wall und Graben leiten,  
Schirmen unsern Grund.  
Vor der Wenden tück'schen Schäären  
Uns're schöne Mark zu wahren,  
Sei die off'ne Bahn verschlossen  
Ihren Raubgenossen.“

Also sprach die Fürstin theuer,  
Thyra Dänentrost,  
Die im Sturme lenkt das Steuer  
Ruhig und getrost.  
Ihrem Worte kühn und kräftig  
Folgt ein freies Volk geschäftig:  
Daß die Wehr sich stark vollende,  
Schaffen tausend Hände.

Und mit Thürmen prangt und Besten  
Unser Dänenwall,  
Behrt fortan den fremden Gästen  
Freveln Ueberfall.

„Gut umfriedet ward der Garten,“  
Sprach Frau Thyra; „treulich warten  
Woll'n wir sein, und Gott wird weiter  
Helfen, wack're Streiter.“

Nun ist Dän'mark zu vergleichen  
Einem sichern Hag:  
Segn' ihn Gott mit Frucht und reichen  
Ernten Jahr und Tag;  
Woll' ihm Lust und Sang bescheeren,  
Und wenn's gilt dem Feind zu wehren,  
Tapf're junge Kampfgesellen  
An die Pforte stellen.

W. Graf v. Baudissin.

## Die Kleinstädter in Berlin.

Eine Skizze von einem Kleinstädter.

(Fortsetzung.)

### 2. Der Besuch.

Das Zwielicht fiel matt durch die herabgelassenen Jalousien und verbreitete eine ungewisse Morgenhelle. Der Besitzer des Zimmers lag ausgekleidet auf einem Bett, Andreas halbangekleidet auf dem Sopha und Felix mit einem schwarzen Sammetrocke bekleidet auf den bloßen Dielen. Alle Drei schnarchten in süßer Selbstvergessenheit ein seliges Trio. Da wurde die Thür aufgerissen und mit zwei Sägen stand ein langer, hagerer Mann in der Mitte des Zimmers. Die Freunde erhoben die schlaftrunkenen Häupter und fühlten ein starkes Verlangen, den ungerufenen Ruhestörer nachdrücklich zu bestrafen. Ihre Hände schlossen sich unwillkürlich. Der Gegenstand ihres Zorns kümmerte sich aber wenig darum, Er zog ebenso geräuschvoll, wie er gekommen war, die Jalousien auf, streifte einen Haufen Kleidungsstücke über den Arm und stellte sich dann ruhig vor Felix, der am wüthendsten war. Diesen betrachtete er mit komischer Geberde und sagte dann: „Fallen Sie nur nicht aus dem Bett!“ Felix krümmte sich auf den Dielen wie ein Wurm. Jede Anstrengung war jedoch vergebens. Er fühlte, daß sein Rücken steif und seine Füße unbeweglich seien.

Der Mann mit den Kleidungsstücken nahm lächelnd ein rosenrothes Papier vom nächsten Tisch und reichte es dem zappelnden Felix. Dann ging er und man hörte ihn draußen abwechselnd klopfen und bürsten. Felix hatte das Billet gelesen. Mit einem gewaltigen Sage sprang er auf.

„Was will die Narrin,“ rief er, „mit ihrer Pietät, mit ihren natürlich sittlichen Verhältnissen? Gehört denn eine so ungeheure Kraftanstrengung dazu, einem rohen, gefühllosen Vater, der seine Tochter verkuppeln will, den Gehorsam zu verweigern? Was kann ich da helfen, wo man selbst noch slavisch ist und beschränkt handelt? Solche halbfreie, halbsentimentale Naturen, die in dem Augenblick verzagen und schaudern, wo es gilt, das freie Princip zur Anwendung zu

bringen, mögen untergehen in ihrer Halbheit. — Kann ich ihr Wesen umwandeln, wenn sie selbst es nicht vermag?“

Andreas hatte Juliens Brief gelesen.

„Und dennoch müssen Sie zu ihr gehen,“ sagte er. „Sie sehen, daß Sie von ihr geliebt werden. Wie kann man die Person so gefühllos in den Abgrund stoßen, von der man geliebt wird?“

„Gefühllos?“ Felix sah Andreas staunend an. „Was verstehen Sie von dem Herzen eines Weibes, das zu viel Geist hat, um sich leiten zu lassen, aber zu schlecht erzogen ist, um glücklich zu sein? — Nicht ich habe ihr geschmeichelt und sie geliebkost; nicht ich habe ihr Liebeserklärungen gemacht und ihr Beifall gelächelt; nicht mich hat sie geliebt, — nein, meine Grundsätze sind es, die dem geistreichen Mädchen liebenswürdig schienen und in die sie verliebt ist. Sie wird diese Grundsätze treulos verlassen, sie wird dieselben ablegen, wie sie ihren Crepeschleier oder ihr Gaze Kleid ablegt, sobald sie finden wird, daß diese Grundsätze in ihrer consequenten Durchführung nach den herrschenden Vorstellungen unliebenswürdig, daß sie rauh, unbequem und rücksichtslos sind. Die unschuldige Koketterie mit den Grundsätzen habe ich ihr nachgesehen. Jetzt sollen nicht die Grundsätze, sondern ich soll ihr aus der Patsche helfen. Wie aber ist dies möglich? Jetzt soll ich willkürlich dies und das thun, um ihrer Noth ein Ende zu machen und ihre Wünsche zu befriedigen. Ja, sie wird mich anbeten, sie wird meinen Beistand ersuchen, und mich verlassen, mich fluchen, wie die bedürftige Seele ihrem Gott flucht, wenn sie gewahrt wird, daß er ihre Bedürfnisse nicht befriedigt. — Was geht mich der Taumel dieser bedürftigen Seele an? Wer sich selbst verläßt, sich selbst aufgibt, ist von der ganzen Welt verlassen.“

Unmuthig kleidete sich Felix an und ging. Unterwegs erst fiel ihm das Postscriptum des Grafen ein. „Diese Naivetät ist köstlich!“ lachte er. „Ein Prahlhans von Bräutigam will mich an einen dritten Ort bestellen. Glauben denn diese bornirten Leute noch immer, man hat nur an sie zu denken, für sie zu sorgen, sich für sie zu opfern, ihre Grobheiten einzusammeln? Dieser Narr gehört zur ächten märkischen Adelsrace.“

Felix schlenderte über den Gendarmenmarkt. Dies ist der Sammelplatz der berliner Markt-Aristokratie. Alles hat hier einen eleganten Anstrich. Selbst das Fischweib mit dem unförmlichen schwarzen Taffethut rührt mit behandschuhten Händen in der Fischbutte herum. Felix sah hier hübsche, feine, schmachtende, morgenträumerische Gesichter, die um Blumensträußchen, Kirschen, Blumenkohl und Butter feilschten. Ein Mann in schwarzem Frack und mit weißer Cravatte verkaufte hier den niedlichen Spreenymphen süße Herzkirschen in eleganten weißen Papierdüten. Felix trat unter diese liebenswürdigen Kinder, die noch halb den süßen Schlaf in den braunen Augen mit lächelnden Lippen von den würzigen Kirschen naschten. — Zwei hübsche Kinder gingen zusammen; sie trugen sich eleganter, als die übrigen und titulirten sich „Fräulein“. Die Eine von Beiden spitzte eben die glacirten Finger, um eine neue Kirsche aus der Düte zu langen, als ihre gefüllte Geldbörse zu Boden klatschte. Felix hob diese gewandt auf und folgte langsam den beiden Mädchen, die sich an der Ecke der Markgrafenstraße trennten. Jetzt trat Felix auf die Eigenthümerin der Geldbörse zu und bat sie um ein paar Kirschen, da er kein Geld habe, welche zu kaufen. Das Mädchen sah ihn mit einem impertinenten Näschen an, brach aber bald darauf in ein kindisches Gelächter aus.

„Wie, sind Sie etwa auch eine alte Bekannte?“ rief Felix.

„Bin ich nicht Lucy,“ erwiderte das Mädchen, „die alte, bekannte Lucy?“

„Die junge, niedliche Lucy, wolltest Du sagen, Kind. Doch was giebst Du mir für Deine verlorene Geldbörse?“

„Einen guten Rath,“ sagte Lucy.

„Laß hören!“ . . .

Lucy empfing die Börse und sagte: „Es ist der, daß Sie nicht zu Fräulein Julie gehen.“

„Und warum nicht?“

„Weil Graf Edwin sich rächen und Sie beleidigen wird.“

„Jetzt werd' ich hingehen, was ich vorher nicht wollte. Was frag' ich nach Deinem Grafen und seinem lächerlichen Postscriptum! — —“

Er begleitete Lucy und diese öffnete ihm die Thür von Juliens Zimmer.

Ein schwarzgekleideter Herr mit ruhiger, gleichgiltiger Miene erhob sich leichtgrüßend bei seinem Eintritt.

„Sie wollen meine Tochter Julie sprechen?“ sagte der schwarze Herr; „dies ist heut unmöglich. Ich bitte Sie aber, mir in meinen Wagen zu folgen. Ich werde Sie an einen andern Ort führen, wo Ihre Gegenwart von Wichtigkeit ist; Sie sind doch Herr Felix?“

Felix bejahete das Letzte, machte aber Einwendungen gegen die unfreiwillige Promenade.

„Ich will offen gegen Sie sein,“ sagte der Geheimrath, „und Sie nicht unnöthig durch ein erkünsteltes, mysteriöses Benehmen peinigen. Sie sind der Verfasser eines Artikels, der gewisse Niederträchtigkeiten in der Verwaltung aufgedeckt zu haben prätendirt. Zwei junge, talentvolle Beamte sind dadurch im höchsten Grade compromittirt und unter den bestehenden Verhältnissen außer Stande, sich genügend zu rechtfertigen, die Unwahrheiten jenes Artikels nachzuweisen und zu berichtigen. Sie wissen am besten, was man mit officiell sein sollenden Berichtigungen ausrichtet. — Sie haben das Publikum aufgereizt und gegen zwei anerkannt tüchtige Beamte erbittert. Abgesehen davon, ob Sie Beruf hatten, jenen Artikel zu schreiben, oder nicht, ob es in wohlmeinender oder böswilliger Absicht geschah, nehm' ich die Thatsache so wie sie ist, und bin entschlossen, die ganze Sache pflichtmäßig zu redressiren. Sie dürfen Ihre Hilfe nicht versagen.“

„Und worin könnte diese bestehen?“ fragte Felix.

„Darin, daß Sie in eine Unterredung mit jenen beiden, durch Ihren Artikel compromittirten Beamten willigten, auf diese Weise Ihre beiderseitigen Meinungsdivergenzen ausglich und dann Ihrerseits . . .“

„Ein pater peccavi veröffentlichten,“ unterbrach ihn Felix.

„Nein,“ fuhr der Geheimrath ruhig fort, „sondern lediglich jenen beiden Beamten ihre Ehre restituirt.“

„Wie vermöcht' ich wohl dies,“ sagte Felix, „selbst den Fall vorausgesetzt, daß jene Beiden schuldlos wären? Der Artikel ist gedruckt, man hat ihn gelesen und, glauben Sie mir, schon vergessen.“

„Ach, wer redet denn von dem Zeitungspublicum, von den Schreibern,“ entgegnete der Geheimrath. „Ihr Artikel hat höhern Orts Beachtung gefunden, d. h., verstehen Sie mich wohl, man wünscht Sie zum Teufel und glaubt Ihnen kein Wort, aber man fühlt zugleich sich unangenehm berührt und möchte doch Niemanden desavouiren, den Blattschreibern keine Concession machen, kurz, die Verwaltung nicht durch das Kaffeehaus reformiren lassen. Ich weiß, daß Sie seit der Zeit, wo jener unangenehme Artikel erschien, Ihre politischen Ansichten total geändert haben. Aus einem Liberalen sind Sie ein Radicaler geworden, ein Mensch, der tabula rasa machen will. Was können Sie noch die Specialitäten der Verwaltung in der preussischen Monarchie kümmern, und ob ein paar Groschen des Staatsvermögens so oder so verwendet werden. Beanspruchen Sie eine Stelle in der Verwaltung, wollen Sie Jemanden stürzen? Gewiß nicht.“

Felix mußte lächeln. War dies Ernst oder Spaß? Und was bewog diesen Geheimrath zu einem so sonderbaren Schritt? Hieß das nicht den gemeinen Artikelschreiber, eine der letzten Kategorien der alten, bürgerlichen Gesellschaft, anerkennen und ihn fast der Bureaukratie, jenem obenschwimmenden Bestandtheil der Gesellschaft, der die Intelligenz und Verwaltungskunst in Erbpacht genommen hat, gleichstellen?

„Ich begreife nicht,“ sagte Felix, „wohin dies Alles führen soll. Ich habe geschrieben, was ich für nöthig hielt, und kann mich nicht dazu verstehen, eine Sache auszugleichen, die keiner Ausgleichung bedarf.“

„Die Jugend ist trotzig und prahlerisch,“ entgegnete hierauf der Geheimrath. „Denselben Troß, den Sie zeigen, haben Sie auch meiner Tochter Julie in den Kopf gesetzt. Sie wissen, daß ich ein vorurtheilsfreier Mann bin. Ich kenne Ihr Verhältniß zu Julien und habe es ignorirt, weil dergleichen am Besten durch Ignoriren zerstört wird. Anstatt mir nun Dank zu wissen, daß ich jenes Verhältniß, welches für Sie ein lästiges geworden ist, der Auflösung nahe gebracht habe, versagen Sie mir die einzige Gefälligkeit, die ich von Ihnen verlange.“

Aber auch diese Wendung der Sache verfehlte bei Felix ihre Wirkung.

Er entschuldigte sich kalt und ließ den Geheimrath allein in seinem Zimmer.

„Doch was bedeutete dieser ganze Vorfall? War das Ganze nicht etwa ein Vorwand, die leichte Umhüllung eines bitteren Kerns?“ Felix beschloß, sich Aufklärung über diesen Punkt zu verschaffen.

### 3. Das Rendezvous.

Andreas schritt etwa um dieselbe Zeit durch die engen und winkeligen Zimmer der Stehely'schen Conditorei.

Im letzten Zimmer an einem kleinen Tische nächst dem Ofen saß ein feiner Herr mit einem zierlichen Schnurrbart, der eben gähmend die Stadt-Nachener Zeitung aus der Hand auf den Tisch legte. Andreas streckte den Arm aus, um sie aufzunehmen. Der Herr mit dem Schnurrbart sah auf und Beider Blicke begegneten sich. In Andreas' Augen lag etwas Absichtliches.

„Ah,“ sagte der feine Herr, „da sind Sie ja. Belieben Sie sich zu setzen.“

Andreas betrachtete den Sprecher gleichgiltig.

„Sie haben also mein Postscriptum gelesen,“ fuhr jener fort, „und es freut mich, daß Sie pünktlich kommen.“

„Ich habe zwar Ihr Postscriptum gelesen,“ erwiderte Andreas ehrlich, „kümmere mich aber den Teufel um Sie.“

Graf Edwin sprang auf.

„Was soll das heißen? aus welchem Tone sprechen Sie mit mir!“

Andreas ließ sich ruhig nieder und verlangte Eisbaisers.

„Ich kenne Sie nicht, mein Herr!“

„Wenn Sie mein Postscriptum gelesen, so kennen Sie mich.“

„Lassen Sie mich ungeschoren, mein Herr, und werden Sie nicht unangenehm. Ich bin nicht gekommen, um hier Jemanden zu finden, der sich mit mir scandalisiren will. Was geht mich Ihr Postscriptum an. Ich bin nicht derjenige, den Sie erwarten.“

„Wie, wollen Sie die Sache outriren? Ich bitte Sie, Ihren cynischen Radicalismus einstweilen zu suspendiren. Ich bin kein Arthur aus den Berliner Novellen. Sie haben es mit einem ächten, unverdorbenen Edelmann zu thun, der sich die Mühe nimmt, in Ihrem Interesse

eine Angelegenheit zu ordnen, die für ihn und für Sie lästig ist."

„Eisbaisers, Eisbaisers!" rief Andreas ungeduldig.

So viel Gleichgiltigkeit und Seelenruhe machte das aristokratische Blut des Grafen kochen. Er zog jäh den Handschuh der rechten Hand aus, als wollte er ihn nach ritterlichem Brauch dem Andreas vor die Füße werfen. Dieser verstand die Pantomime vollkommen. Herr Stehely ging eben mit der „Gazette des Tribunaux" vorüber. Andreas packte diesen beim Arm und zeigte auf Edwin, indem er sagte: „Dieser Herr da will mir den Besitz dieses Stuhles streitig machen."

Herr Stehely zeigte sich bei dieser von Andreas erfundenen Rechtscollision als ein guter Schiedsrichter. Er entschied für die momentanea nea possessio, für den jüngsten Besitz, den Andreas inne hatte, und bedeutete dem Grafen, daß es noch andere Stühle in seinem Locale gäbe, wo man mit Vergnügen Chocolate trinken und Eisbaisers essen könne.

Graf Edwin fluchte zum ersten Male in seinem Leben auf die Radicalen, während er durch die Charlottenstraße stolperte.

#### 4. Communistische Versuche in Berlin.

Was für eine wunderliche Stadt Berlin ist. Bald nimmt es einen großartigen Anflug und überrascht den Fremden durch seine erhabene Schönheit, bald scheint es gänzlich zu verzweigen und plötzlich im Sande zu verschwinden. In dieser Straße drängt und stößt sich vom Morgen bis zum Abend eine unzählige Menschenmenge, von Fuhrwerken jeder Art bespritzt und betäubt, während in jener benachbarten Straße der Fußtritt eines einsamen Wanderers von allen Wänden zurückprallt. Ueberall große, prächtige Straßen, aber meist mit einem lächerlichen Point de vue; eine Menge breiter, regelmäßiger Plätze, die aber zum Theil ungepflasterte Sandwüsten sind. Auf dem Dönhofsplatz kann die halbe Population von Berlin bequem Thee trinken, und doch ist dieser Platz öde und leer, während der benachbarte belebte Spittelmarkt durch die lächerliche Spittelkirche und die überflüssigen Trödelbuden verengt wird. Ein römischer Triumphator könnte keine bessere Straße für seinen Einzug finden, als die

Leipziger, und doch sieht man in dieser Straße keine eleganten Equipagen, sondern nur Droschken und Schmutzfuhrwerke. Die Königsstraße ist der größten und vollkommensten Stadt nicht unwürdig, und dennoch befindet sich in ihr nur ein einziges Gasthaus.

Unsere Freunde, die sich in einer offenen Droschke durch einen großen Theil der Stadt schleppen ließen, hatten Muße genug, diese Betrachtungen zu machen. —

Die Droschke hielt endlich vor einem einstöckigen Häuschen, das ein Spafsvogel aus einer Schachtel Nürnberger Spielwaaren genommen und zwischen die großen Gebäude der Straße gestellt zu haben schien. Hinter diesem Hause befand sich ein niedliches Gärtchen, nach den Dimensionen des verjüngten Maßstabes angelegt, und das Ganze beschloß ein runder Pavillon, dessen Grundmauer von den Wellen der Spree bespült wurde.

Die Freunde schritten scherzend durch das niedliche Gärtchen, Felix jauchzend voran. Es war Etwas in diesem Gärtchen mit dem runden Pavillon, was ihn bezauberte und zu einem kecken, tollen Wesen antrieb.

Eine reizende Frauengestalt erschien an der Thür des Pavillons. Es war Therese, die sich nur mit Mühe aus Felix' Armen befreien konnte.

Theresens Mutter, eine gutmüthige und gesprächige Berlinerin, trat hinzu und begrüßte Felix. Die Freunde wurden gebeten, in den Pavillon einzutreten, was sie auch mit einer freudigen Neugier thaten, denn sie hatten bemerkt, daß der Pavillon noch mehrere junge Damen barg.

Die gegenseitigen Begrüßungen waren ausgewechselt und man saß und stand, wie man es für das Bequemste hielt.

Es waren etwa zehn Damen und fast ebenso viele Herren zugegen.

Und wer waren diese Damen? — Da war Pauline, welche eifrig damit beschäftigt war, den Kaffee an der Spiritusflamme zu wärmen; Emilie, die mit Fanny Kränze von Lilien, Nelken und Tuberosen wand und dabei flüsternd von einer Partie nach dem Wedding erzählte; Anna, die mit Louise alle Arien aus der Regimentstochter halblaut sang, aber entschlossen jede Auf-

forderung zum lauten Singen ablehnte; Sidonie, welche die Sommerpalletots der Damen lächerlich fand und behauptete, sie würden nie die Mantillen verdrängen; Bertha, welche laut die jungen Herren ihrer Bekanntschaft verspottete, und endlich Marie, welche zärtliche Blicke mit Alfred tauschte. Sie Alle waren hübsche, gute Kinder Berliner Familien, die sich auf Theresens Veranlassung unter der schützenden Regide von Theresens Mutter mit unsern Freunden zusammengefunden hatten. —

Bald herrschte eine laute und ungezwungene Fröhlichkeit in dem kleinen Pavillon, und so vortrefflich sich auch die Freunde in der Gesellschaft der jungen Damen amüsirten, so langweilig würde es doch sein, wenn man die Geschichte jenes Nachmittags schreiben wollte, an welchem Andreas begriff, daß man sich auch noch über andere Dinge, als über das Wetter, die Toilette, die Promenaden u. s. w. mit jungen Mädchen unterhalten könne.

„Was sagen Sie zu den Berliner Philosophinnen?“ fragte Felix; „was halten Sie von der Metaphysik ihrer Augen, von der Dialektik ihrer Lippen und dem Begriff ihrer Hände? — Sind dies auch dürre, logische Constructionen, verküchelte Begriffsschemata, hohle, aschgraue Phrasen, wie ein gewisser Süddeutscher unsere Philosophie zu nennen pflegt? — Ist nicht überhaupt die Vernunft weiblich, während der Glaube männlich ist, und dürfen wir nicht hoffen, daß sich die alte Fabel von Adam und Eva, von der Vernunft, die den Glauben verführte, daß er die Frucht vom Baume der Erkenntniß brach und zum Paradiese hinausgestoßen wurde, in unsern Tagen am Rationalismus und Pietismus, überhaupt an dem alten Adam, der Theologie, wiederholen wird? — Ein junges Mädchen ist doch gewiß das untheologischste Geschöpf, was man sich denken kann, da es schon von Natur das ist, was es sein soll. Ich stelle mir schon die Associationen der jungen Damen gegen die Theologen vor. Die Antitheologinnen werden sich vereinigen, keinem Theologen ihr Herz und ihre Hand zu geben, so daß das unglückselige Geschlecht der Theologen endlich von selbst aufhören wird. — Hören Sie, was die Mädchen sprechen. Jedes Wort ist unchristlich, irreligiös, liberal.“ —

„Es ist auch danach, was sie reden,“ sagte Andreas, der Doctrinair.

„Aber zum Henker! man scheint hier den Ideen des Communismus zu huldigen,“ rief er, indem er die Taschen seines Sackpaletots eifrig durchsuchte. „Wo ist meine Geldbörse geblieben?“

„Haben Sie schon vergessen, daß Sie in Berlin sind?“ rief Felix. „Halten Sie fest, was Sie haben, wahren Sie Ihre Taschen, man wird Ihnen noch Sie selber stehlen!“

Andreas' Gesicht nahm einen Ausdruck tiefer Entrüstung, moralischen Unwillens an. Seine Augen schweiften planlos umher und fielen endlich unwillkürlich auf eine Copie des abgeschmackten Nachwerkes von Leonardo da Vinci, welches die unbesleckte Empfängniß der Jungfrau darstellt. Kaum hatte Andreas dieses lächerliche Bild erblickt, als er auch in ein lautes Gelächter ausbrach. Das Lachen ward ansteckend und bald vernahm man nichts weiter als einen Chorus Lachender.

Mitten unter dem gellenden Gelächter hatte ein kleiner Sprechahn etwas seitwärts vom Pavillon angelegt, ein feingekleideter Herr war ausgestiegen und hatte sich vorsichtig dem Pavillon genähert. Vor der Thür blieb er lauschend stehen, steckte aber endlich, da das Gelächter kein Ende zu nehmen schien, vorsichtig den Kopf durch die halbgeöffnete Thür. Ein Schrei der Ueberraschung folgte im Pavillon dieser Bewegung. — Therese, deren Blicke zufällig auf die Thür gerichtet waren, eilte dem Fremden entgegen, dieser stürzte mit einem Satz in den Pavillon und es erfolgte beiderseits eine stürmische Umarmung.

Ueberrascht sahen die Uebrigen diesem Auftritte zu. Felix jedoch sprang auf und rannte auf den fremden Herrn los, indem er ausrief: „Charmant, charmant, daß Sie uns das Vergnügen machen, Herr Geheimrath! Glaubte gar nicht, daß Sie so liberal, so wenig exclusiv, ja so communistisch wären, daß Sie sogar Gemeinschaft der Weiber bekennen und meine Therese die Ihrige nennen!“ —

Der Geheimrath stand verblüfft da. Doch faßte er sich bald und sagte mit einem spizen Lächeln: „Ah, sieh' da, Herr Felix, der uns heut die Gunst seines Besuches ohne Grund entzogen hat. Sie sind erstaunt, mich hier zu finden. Ist

es etwa Ihren Grundsätzen zuwider, eine junge Dame liebenswürdig zu finden?"

„Ganz und gar nicht,“ antwortete Felix; „aber bedenken Sie nicht Ihre Stellung, Ihr Renommé als frommer Bureaukrat, als vortrefflicher Familienvater? — und,“ zischelte er ihm ins Ohr, „was würde die böse Welt sagen, was Julie, wenn sie wüßte....“

„Bist, ich hoffe, daß Sie schweigen werden.“

„Aber wenn ich nicht schweigen wollte, so hätten Sie Ihren väterlichen Einfluß auf Julien verloren, mit der Pietät wäre es aus, und die Heirath....“

„Still, kein Wort weiter,“ flüsterte der Geheimrath.

„Ich werde unter einer Bedingung schweigen,“ sagte Felix.

„Und diese wäre?...“

„Daß Sie mir offen gestehen, was für eine Bewandniß es mit der projectirten Unterredung zwischen mir und jenen beiden Beamten hatte, welche ich diesen Morgen ablehnte.“

Der Geheimrath zog Felix seitwärts und sagte: „Was ich Ihnen heut Morgen mittheilte, war nur ein Vorwand. Die Sache verhält sich in der Kürze so. Der Herr \*\*\*. hat in Folge Ihrer literarischen Wirksamkeit ein Auge auf Sie geworfen, und da jetzt gerade Herr \*\*\*\*. wegen politischer Vergehen sich in Untersuchungshaft befindet und vermuthet wird, daß Sie mit demselben in unerlaubter Verbindung gestanden haben und man Ihnen gern eins auswischen möchte, so bin ich beauftragt worden, mich Ihrer Person durch den gebrauchten Vorwand zu versichern und Sie sodann in die Stadtvoigtei zu führen. Für den Fall, daß dies gelingen würde, war verabredet worden, daß ein Beamter eine Unterredung mit Ihnen anknüpfen sollte, während welcher man den Herrn \*\*\*\*., ohne von Ihnen bemerkt zu werden, in das Zimmer einführen wollte und aus Ihrer Ueberraschung, wenn Sie sich diesem Herrn gegenüber sehen würden, sowie aus den Mienen dieses Letztern glaubte man dann die Indicien für Ihre Bekanntschaft mit Herrn \*\*\*\*. herauslesen zu können.“

„Vortrefflich ausgedacht!“ lachte Felix; „macht dem Kopf eines preussischen Inquisitors alle Ehre.“

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung und werde auf meiner Hut sein.“

„Und wollen Sie schweigen?“

„Was gehen mich Ihre Freuden an!“

Der Geheimrath war zufrieden. Er mischte sich mit einem heitern, unbefangenen Wesen unter die Gesellschaft.

Alfred machte den Vorschlag, Champagner zu schlürfen, der Geheimrath stimmte bei und in Kurzem war aus der harmlosen Kaffeervisite eine üppige Bacchanalie geworden. — —

(Fortsetzung folgt.)

## Correspondenz - Nachrichten.

Aus Paris im November 1843.

(Fortsetzung.)

Der Beobachter der französischen Socialtendenzen war auf die diesjährige sogenannte Zubereitungsperiode der höhern dramatischen Repertoires für die Saison durch Directionen und Literatoren ganz besonders gespannt. Die vorjährige Saison hatte nämlich in ihrer zweiten Hälfte einen neuen Kampf der romantischen Schule gegen die durch Mlle. Rachel so siegreich wieder emporgehobene Fahne des Classicismus gesehen. Die unglaublichsten Anstrengungen waren gemacht worden von dem, was Victor Hugo an ergebenen und begeisterten Anhängern geblieben, um seinen „Burggrafen“ auf dem Terrain der Mlle. Rachel selbst, im Théâtre français, einen weit wiederhallenden und dauernden Platz zu verschaffen. Kurz darauf hatte ein bis dahin ganz unbekannter Autor, plötzlich aus der Provinz, aus der Dauphiné, herbeikommandirt, eine ganz im Corneille'schen und Racine'schen Geiste und ihren Stoff aus der ferneren und alten Römerwelt, in einem aller Welt bekannten und vielleicht am öftersten von allen antiken Peripathien besprochenen Verfall, auf das noch damals fast verwahrloste und allen Gefahren solcher neuen Unternehmungen in dem der Aristokratie so fern gelegenen Quartier latin aufgerichteten Odéon-Theater gebracht. Obwohl die Kritik im Allgemeinen sehr wohlwollend für Victor Hugo war, so gaben sich doch in Bezug auf seine Schöpfung und die Romantik überhaupt sehr bedenkliche Zeichen zu erkennen. Mit Ausnahme des „Constitutionnel“, der gewohnt ist, Jesuitenwesen und Romantik durchaus in einen Topf zu werfen und dessen Redactoren noch die alten aus jener Sturm- und Kampfzeit unter der Restauration sind, suchte eben kein Blatt den ehemaligen Streit zu erneuern, und eben dieses laue Wohlwollen der Kritik deutete auf

einen Grad von Toleranz, wo sie aus Indifferenz hervorgeht, und die Polemik eben auch nicht durch zu großen Enthusiasmus der Gegenpartei hervorgerufen wird. Ferner und besonders nahm die jetzige Generation der jungen Akademiker, deren Vorgänger um 1827 bis 30 mit Knotenstöcken die Sache ihres romantischen Meisters verfochten und nicht bloß im Parterre die prügelten, welche piffen oder durch irgend eine Aeußerung ihr Mißfallen zu erkennen gaben, sondern selbst die, welche nicht laut in ihr Entzücken mit einstimmten — diese Stütze fehlte dem Dichter dies Mal ganz. Das ganze pays latin ging entweder in's Odéon zur „*Lucrèce*“ des Hrn. Ponsard, oder verhielt sich im Théâtre français noch toleranter wie die Kritik. Das Odéon dagegen rettete sich mit der classischen „*Lucrèce*“ nicht nur vor dem ihm drohenden Banquerott, gewann so viel Zeit, um im Augenblicke der Discussion in der Kammer über die ihm zuge dachte Geldunterstützung vom Staate noch als bestehend zu gelten, sondern konnte auch mit Erfolg eben diese „*Lucrèce*“ als einen seiner Hauptgründe zum Anspruche auf die erbetene Subvention geltend machen. Indes da gerade der letzte Umstand dies Theater mit zur Annahme dieser Tragödie bestimmt haben und der Zulauf zu derselben aus Opposition gegen die „*Burggrafen*“ von den Gegnern der Romantik herrühren konnte, da endlich Hugo's Stück sich bis Ende der Saison auf der Bühne erhielt, so konnte der Endausgang dieser neuen Rivalität nicht für ganz entschieden gelten und mußte man abwarten, in welchem Geiste in dieser Beziehung sich die neue Saison eröffnen werde. Jetzt kann aber kein Zweifel mehr stattfinden über die völlige und dies Mal wahrscheinlich für immer entscheidende Niederlage, die das classische Drama dem romantischen beigebracht hat.

(Fortsetzung folgt.)

### Aus Leipzig im November 1843.

(Fortsetzung.)

So hat man auch in Leipzig einen Studienplan entworfen, in welchem jedem Studenten beim Beginn

der akademischen Laufbahn anbefohlen wird, diese und jene bestimmten Collegia zu besuchen, und darunter sind noch diejenigen, welche für „*unerläßlich*“ erachtet werden, durch Sternchen bezeichnet. Nun, man kann wahrlich nicht erwarten, daß die Hunderte, welche mit jedem neuen Semester von den Schulen auf die Universitäten strömen, sich des Zweckes des Studiums so deutlich bewußt sind, daß nicht diese Distinction zwischen „*nothwendig*“ und „*weniger nothwendig*“ sie verführen sollte, eben nur das „*Nothwendige*“ für nothwendig anzusehen und darauf allen ihren Eifer zu richten. Gewiß nur ein sehr kleiner Theil wirklich denkender Köpfe wird fähig sein, jenem Mißverständniß zu entgehen und das Ziel unverrückt im Auge zu behalten. — Glücklicherweise — und dies müssen wir als einen Vorzug Leipzigs mit Lob anerkennen — ist man auf dieser Universität noch nicht so weit in Beschränkung der Hörfreiheit gegangen, daß man, wie in Jena, besondere Aufpasser anstellt, um den regelmäßigen Besuch der Vorlesungen zu überwachen und nachlässige Zuhörer vor Gericht zu ziehen. Auch das nutzlose specielle Testimonium über Fleiß oder Unfleiß der Studenten von Seiten der Professoren ist noch nicht angekommen. Ich nenne es nutzlos, weil kein Professor, der sich einigen Zulaufes erfreut, im Stande sein wird, die gehörige Controle zu führen, weil die Anwesenheit der Person noch nicht die Anwesenheit des Geistes bedingt, und weil endlich manche und oftmals gerade die tüchtigsten Köpfe durch eigenes stilles Forschen mehr gewinnen, als dasjenige ist, was sie aus den Vorlesungen nach Hause tragen. Als Beispiel stehen hier Franz Passow und Friedrich August Wolff. Uebrigens haben wir gehört, daß das sächsische Ministerium des Cultus einen Antrag auf Einführung jener speciellen Zeugnisse beim akademischen Senate gestellt, dieser jedoch die Anmuthung entschieden abgelehnt habe, was ihm, wenn es wahr ist, gewiß zur Ehre gereicht. — Daß auch die Lehrfreiheit in Leipzig ihre Grenze hat, beweist der Fall des Dr. Weisse, Privatdocenten der Philosophie, zu allgemein bekannt, als daß er hier wiederholt zu werden braucht. — Auch die Professoren tragen einen großen Theil der Schuld, daß das wissenschaftliche Leben in Leipzig so sehr darniederliegt.

(Fortsetzung folgt.)

## F e n i f f e t o n .

Für Junggesellen namhaft interessant sind die Notizen, welche Graf A. le Grand, Mitglied der statistischen Gesellschaft zu Paris, in Betreff der dortigen unverheiratheten Frauenzimmer veröffentlicht hat. Er weist unter Anderem nach, daß es deren vom 16ten bis zum 24sten Lebensjahre in den höheren Ständen 1500, im Mittelstande 2800, in der arbeitenden Klasse 12000, und vom 24sten bis zum 28sten Lebensjahre in

den höheren Ständen 1200, im Mittelstande 4500, in der arbeitenden Klasse 7200 giebt. Ueber das 28ste Lebensjahr geht der artige Herr Graf nicht hinaus. Dagegen bemerkt er unartig genug, Wittwen unter 21 Jahren wären so wenig, daß es nicht der Mühe lohne, davon zu reden. Aber Wittwen bis zum 35sten Lebensjahre giebt es in der ersten Klasse 60, in der zweiten 408, in der dritten 9000. 4.

Druck von Philipp Reclam jun.  
in Leipzig.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.